

WLADIMIR KAMINER & HELMUT HÖGE
Helden des Alltags

Buch

Der Gitarre spielende Alleinunterhalter, der Vorkoster russischer Spezialitäten aus der Rezeptsammlung »Sowjetische Kochkunst« aus dem Jahre 1947 und andere Menschen wie du und ich – das sind die »ganz normalen« Helden des Alltags, denen Wladimir Kaminer in seinen unwiderstehlich charmanten Geschichten voller einzigartiger Protagonisten, unvergesslicher Begegnungen und verrückter Abenteuer ein höchst vergnügliches Denkmal setzt.

Autor

Wladimir Kaminer wurde 1967 in Moskau geboren. Er absolvierte eine Ausbildung zum Toningenieur und studierte anschließend Dramaturgie am Moskauer Theaterinstitut. Seit 1990 lebt er mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in Berlin. Kaminer veröffentlicht regelmäßig Texte in verschiedenen deutschen Zeitungen und Zeitschriften, hat eine wöchentliche Radiosendung und organisiert Veranstaltungen wie seine weithin berühmte »Russendisko«. Mit der gleichnamigen Erzählungssammlung avancierte das kreative Multitalent über Nacht zu einem der beliebtesten und gefragtesten Jungautoren in Deutschland.

Die Bilder im Innenteil stammen aus dem Archiv von Helmut Höge. Höge, geboren 1947, arbeitete als Übersetzer bei der US Air Force und für einen indischen Zoohändler, der Elefanten in die DDR verkaufte. Später studierte er Sozialwissenschaften und arbeitete als landwirtschaftlicher Betriebshelfer in einer märkischen LPG. Zur Zeit ist er Wirtschaftskorrespondent für die »Tageszeitung«, »Freitag« und »junge Welt«.

Von Wladimir Kaminer bei Goldmann lieferbar:

Russendisko. Erzählungen (54175)

Schönhauser Allee. Erzählungen (54168)

Frische Goldjungs. Hrsg. von Wladimir Kaminer. Erzählungen von Wladimir Kaminer, Falko Hennig, Jochen Schmidt u. v. a. (54162)

Militärmusik. Roman (45570)

Die Reise nach Trulala (45727)

Mein deutsches Dschungelbuch (Manhattan-Hardcover, 54554)

Ich mache mir Sorgen, Mama (Manhattan-Hardcover, 54560)

Wladimir Kaminer
& Helmut Höge

Helden des Alltags

Ein lichtbildgestützter Vortrag
über die seltsamen Sitten
der Nachkriegszeit

GOLDMANN

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Originalausgabe November 2004

Copyright © 2002 by Wladimir Kaminer

Copyright © dieser Ausgabe 2002 by

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Die Nutzung des Labels Manhattan erfolgt mit freundlicher

Genehmigung des Hans-im-Glück-Verlags, München

Dieses Werk wurde

durch die Eggers & Landwehr KG vermittelt.

Umschlaggestaltung: Design Team München

Satz: DTP im Verlag

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Verlagsnummer: 54214

TH · Herstellung: Sebastian Strohmaier

Made in Germany

ISBN 3-442-54214-6

www.goldmann-verlag.de

*»Nicht der reaktionäre Professor,
der einfache Mensch ist unser Held.«*

W. I. Lenin



Menschen und ihre Künste

Vor noch nicht allzu langer Zeit fand in Moskau ein Bettlerwettbewerb statt, organisiert von einer hauptstädtischen Kunstzeitschrift. Die Kunstwissenschaftler wollten damit herausfinden, wie zynisch oder auch romantisch die Moskauer sind. Ob man sie noch zum Weinen bringen kann, zur Rührung, und wem sie bereit sind zu helfen beziehungsweise wem nicht. Auch viele Journalisten nahmen, als Penner verkleidet, an dem Wettbewerb teil. Mit ausgedachten Geschichten liefen sie durch die Züge der Moskauer Metro, saßen in den unterirdischen Gängen oder einfach auf der Straße.



Der eine beklagte sich laut, seine Familie hätte ihn losgeschickt, um eine Waschmaschine zu kaufen, er habe aber das ganze Geld mit Freunden versoffen. Seine Frau würde ihn nun umbringen, wenn er ohne Waschmaschine und ohne Geld nach Hause käme. Die Moskauer gaben ihm nur wenig Unterstützung. Ein anderer Mann erzählte, sein einziger Sohn habe eine seltene Krankheit.

Um sie zu bekämpfen, müsse der Junge jeden Tag in frischem Bier gebadet werden, was aber für die Familie finanziell untragbar wäre. Zwei Männer gaben ihm Geld. Nebenbei erkundigten sie sich, was der Vater mit dem Bier mache, nachdem der Sohn darin gebadet habe, und ob diese seltene Krankheit ansteckend sei. Ein älterer Mann mit Brille und Hut, der den ganzen Tag mit einem Schild »Spendet für eine neue gerechtere Revolution« durch die Stadt lief, bekam so gut wie gar nichts.

Es gewann bei dem Wettbewerb schließlich der Mutigste: Der Mann saß bei minus fünf Grad halb nackt vor der großen Kirche der heiligen Gottesmutter. Sein Körper war mit zahlreichen Tätowierungen bedeckt, und um seinen Hals hing ein Schild: »Ich war ein Profikiller und will ein neues Leben anfangen. Kein Blut mehr vergießen. Brauche finanzielle Unterstützung.« Viele Passanten blieben bei dem Mann stehen. Sie fragten ihn, wie lange er als Profikiller gearbeitet, was er im Jahr verdient hätte und wie es hätte passieren können, dass er bei solchen Verdienstspannen nichts beiseite gelegt hätte. Er hätte einen gehobenen Lebensstil gehabt, auf den er dann dummerweise nicht mehr hätte verzichten wollen, antwortete der Exkiller verlegen. Eine Frau fragte ihn, wie lange er noch hier sitzen wolle. Sie habe kein Geld bei sich, könne ihm aber später ein bisschen was von zu Hause mitbringen.

»Ich habe kein Geld für Sie, höchstens einen Job«, sagte ein intelligent aussehender Mann mit Aktentasche in der Hand.

Der Exkiller winkte ab: »Ich will keine Menschen mehr umbringen.«

Der Mann mit der Aktentasche verschwand in der Menge.

»Geht der Direktor der Marathon-Bank zufällig auch auf Ihr Konto?«, fragte ihn eine alte Dame. Sie hatte ihre Geldbörse bereits in der Hand und wollte einen Geldschein herausziehen.



»Nein, den hat ein Kollege von mir auf dem Gewissen«, entschuldigte sich der Exkiller.

»Schade«, sagte die alte Dame und steckte ihren Geldschein wieder ein. Doch alles in allem bekam der Exkiller am meisten Aufmerksamkeit und Spenden. Es schien, als könnten sich die Moskauer am ehesten mit dem ewigen Bettlertraum vom Neuanfang identifizieren.

Gleiches gilt für die Berliner. Sollte hier jemals ein solcher Wettbewerb stattfinden, so würden ihn zweifellos die »Motz«-Verkäufer gewinnen. Unter ihnen verbergen sich einige wahre Talente. Besonders große Klasse ist Dr. Johnson, der täglich die U2 bewirtschaftet. Seine Ansprachen an das Volk fangen pathetisch an:

»Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Bürger«, sagt der Doktor jedes Mal, wenn er einen Wagen betritt. »Sie sehen mich nun alle und denken, schon wieder so ein Penner, der unser Geld will. Und in gewisser Weise haben Sie damit Recht, meine Damen und Herren. Aber manchmal ist das Leben ein komisches Spiel. Und aus diesem Grund möchte ich Ihnen die Obdachlosenzeitung ›Motz‹ anbieten. Diese Zeitung kostet nur zwei Mark, eine Mark geht an die Obdachloseneinrichtungen der Stadt, und die andere geht persönlich an mich. Diese Mark, meine Damen und Herren, werde ich nicht für irgendwelche Drogen oder für Alkohol ausgeben. Sondern ...« An dieser Stelle rollt Dr. Johnson jedes Mal mit den Augen und überlegt sich genüsslich, was er so alles mit einer Mark anstellen würde. »Vielleicht kaufe ich mir ein Waschmittel, um meine Klamotten zu waschen, oder besser noch ein Shampoo. Vielleicht gehe ich sogar in die Sauna, um mich zu waschen, ich stinke ja schon, das können Sie doch riechen, meine Damen und Herren.«

Die so angesprochenen Damen und Herren bewilligen dem

Doktor gern den Kauf eines Shampoos. Gegen Abend läuft er schon ohne Zeitung durch den Zug und wirkt ein wenig aggressiv. Wahrscheinlich hat er doch das Falsche gekauft.

»Normalerweise verkaufe ich hier die Obdachlosenzeitung ›Motz‹«, schreit er die Fahrgäste an. »Aber heute mache ich eine Ausnahme und bitte Sie um eine Spende. Ich werde mir für dieses Geld keine Scheißdrogen und keinen Scheißalkohol kaufen. Vielleicht gehe ich einfach in ein Café. Vielleicht kaufe ich mir dort eine Zigarre und Likör, um mich ein bisschen zu entspannen. Vielleicht kaufe ich mir sogar eine Zeitung! Nicht irgend so eine Scheißobdachlosenzeitung, sondern eine richtige. Die ›Frankfurter Allgemeine‹ zum Beispiel oder einfach nur eine ›Allgemeine‹.«

Die Fahrgäste stellen sich vor, wie der Doktor ins Café geht, dort eine ›Allgemeine‹ und einen Likör bestellt und sich entspannt. Seine Sehnsucht nach Normalität ist ihnen nicht fremd. Viele spenden sogar großzügig.



Menschen beim Feiern

Einmal verschlug mich das Schicksal an die Spree. Dort, an der Ecke Schiffbauerdamm/Albrechtstraße, feierten die Neuberliner Bundesbeamten aus dem Rheinland in den dortigen Kneipen *Ständige Vertretung* und *Zum Kölner* sowie in einem Hinterhof-Festzelt ihren Karneval. Immer wieder kamen lustig verkleidete Männer und Frauen aus dem Zelt an die frische

Luft, sahen sich vorsichtig um und griffen sich dann hinter einigen Baustellenabsperungen Bierbüchsen und kleine Schnapsflaschen, die sie dort deponiert hatten. Gierig nahmen sie ein paar Schlucke und stürzten sich dann erneut ins Getümmel, um weiter ihre sinnlose



Polonäse zu tanzen und wildfremden Menschen um den Hals zu fallen.

Diese Szene erinnerte mich an meinen Onkel. Jemand, der schlau genug ist und Durst hat, findet immer einen guten

Grund zum Feiern. Mein Onkel zum Beispiel, der in einem kleinen ukrainischen Kaff arbeitete, war ein sehr lebenslustiger Mensch. Als junger Mann hatte er einmal an den großen Feierlichkeiten anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums der großen sozialistischen Oktoberrevolution teilgenommen. Dieses Fest beeindruckte ihn so tief, dass er danach nicht mehr aufhören konnte zu feiern. Immer wieder versuchte er, zum normalen Alltag zurückzukehren, allein zwei Mal machte er eine Entzugstherapie, aber alles war umsonst. Mein Onkel war zum Feiern geboren, so wie andere Menschen zum Arbeiten oder zum Fliegen geboren sind. Er konnte nirgendwo auf Dauer arbeiten, wurde stets vorzeitig entlassen und gründete keine Familie. Dafür war er der lustigste Mensch in der ganzen Stadt, und alle mochten ihn.

Er lebte zusammen mit einer dicken Katze und einem spre-



chenden Papagei und hatte jeden Tag ein paar wichtige Gründe zum Feiern. Ihm fiel immer was ein. So konnte er bei der Nachbarin anklopfen und erzählen, seine liebe Katze habe heute Geburtstag, nun sitze sie den ganzen Tag in der Ecke und sei ganz traurig, weil keiner mit Geschenken vorbeikomme. Und er sei ausgerechnet heute knapp bei Kasse. Ob die Nachbarin ihm vielleicht einen Fünfer borgen könne, damit er in der Lage sei, ein paar anständige Geschenke für seine Katze aufzutreiben? Die Nachbarin gab ihm das Geld. Er ging sofort los und kaufte zwei Flaschen billigen moldawischen Portwein der Marke *Laubfall*, im Volksmund »V-Patron« genannt, wegen der ungewöhnlichen Form der Flasche, die einer Bombe ähnelte. Außerdem kaufte mein Onkel noch zweihundert Gramm Konfekt und einen Fisch für die Katze. Sie hieß Susanne und wusste wahrscheinlich nicht einmal, wann sie wirklich Geburtstag hatte, freute sich aber trotzdem immer, wenn sie ein Geschenk bekam. Sie fraß den Fisch, mein Onkel leerte die Flaschen, der Papagei sagte: »Zum Wohl«, viel mehr konnte er nicht. Im Fernsehen spielte ein symphonisches Orchester »Bilder einer Ausstellung«. Das Leben meines Onkels war eine unablässige Abfolge von Festen, die nicht nach dem Kalender, sondern nach Lust und Laune gefeiert wurden.





Menschen beim Angeln

Als Kind hielt ich den Atlantischen Ozean für den interessantesten Ort der Erde. Mein Lieblingsbuch war »Kapitän Nemo, der Seemann«, und Seemann war auch mein Traumberuf. Wie Kolumbus mit einem Schiff den Ozean überqueren, den Stürmen trotzen und vielleicht bei der Gelegenheit ein paar unbekannte Inseln entdecken, weiße Flecken auf der Landkarte beseitigen. Ich wusste zwar, dass es längst weder unentdeckte Inseln noch weiße Flecken auf den Weltkarten mehr gab, trotzdem war ich mir sicher, dass alle übrig gebliebenen Wunder und Geheimnisse



dieser Welt sich im Wasser befanden – wie beispielsweise das Ungeheuer von Loch Ness oder das Geheimnis des Bermuda-Dreiecks. Das Einzige, was mich von einer Karriere zur See abhielt, war die Angst vor Fischen. Diese kaltblütigen, schweigsamen und schlüpfrigen Wesen kann ich bis heute nur als Filet-



stück akzeptieren, am besten mit einer dicken Sauce oben drauf. Nicht Katzen, sondern Fische sind die fremdartigsten Lebewesen. Wir werden uns nie verstehen.

Fische sehen so ungefährlich aus, wenn sie in einem Fischgeschäft zum Verkauf ausliegen oder im Aquarium freundlich vor sich hin plantschen. Doch wenn sie kämpfen, gibt es kein Erbarmen. Ich weiß, wovon ich rede, denn ich habe schon als Kind gegen sie gekämpft. Mein Vater nahm mich oft zum Angeln mit. Während eines Urlaubs am Seligersee kam er einmal auf die Idee, nachts zu angeln. Dazu hatte er sich ein Schlauchboot geliehen. Kurz nach Mitternacht ruderten wir los. Im Seligersee gab es tatsächlich viele Fische, wir konnten sie selbst im dunklen Wasser sehen – und sie uns auch.

»Können Fische überhaupt sehen?«, fragte ich meinen Vater.

»Selbstverständlich«, meinte er, »sonst würden sie ja ständig gegen das Ufer knallen.«

Ich half meinem Vater beim Angeln auswerfen, hoffte jedoch, dass die Seligersee-Fische intelligent genug waren, nicht anzubeißen. Doch schon nach fünf Minuten hatten wir einen mittelgroßen Hecht am Haken.

»Toller Fisch!«, freute sich mein Vater.

Der Hecht schnappte im Boot noch ein paar Mal nach Luft und stellte sich dann tot. Nach fünf Minuten holte mein Vater den nächsten Hecht aus dem Wasser, der Neue legte sich brav neben seinen Kollegen und bewegte sich nicht mehr. Warum lassen sie sich so leicht fangen?, grübelte ich, die Hechte sahen nämlich kein bisschen dumm aus. Dann ging es aber richtig los: Jede Minute zog mein Vater einen neuen Hecht aus dem Wasser und warf ihn ins Boot, die Fische leisteten keinen Widerstand. Mir war das unheimlich.

»Wollen wir nicht wieder nach Hause fahren?«, versuchte ich meinen Vater zur Vernunft zu bringen. Aber der war nicht mehr ansprechbar, er wollte wahrscheinlich alle Hechte des Seligersees fangen. Der zwölfte, den er fing, benahm sich jedoch anders als die anderen: Er schlug mit dem Schwanz um sich und biss meinen Vater, der auf allen vieren im Boot hockte, ins Bein. Der Angriff kam völlig unerwartet. Gleichzeitig fingen die anderen elf Hechte im Boot an, wie verrückt herumzuspringen und alles zu beißen, was sie erwischten. Mit ihren scharfen Zähnen schafften sie es sogar, das Boot zu beschädigen. Mich bissen sie mehrmals in den Arm, als ich versuchte, sie von den Gummiwulsten wegzureißen. Mindestens fünf Hechte hatten sich an meinem Vater festgebissen.

»Wirf sie raus! Wirf sie alle raus!«, schrie er in Panik. Wir warfen alle Hechte über Bord und flüchteten ans Ufer. Unser Boot war voller Wasser, wir bluteten stark. Um uns herum tauchten lauter Luftblasen auf – tief unter uns amüsierten sich die Fische.



Menschen, die musizieren

Der Winter ist keine gute Zeit für Straßenmusikanten. In den kalten, nassen Monaten gehen die meisten von ihnen in den Untergrund. Sie spielen in unterirdischen Gängen, auf großen Bahnhöfen oder in der U-Bahn. Nur besonders widerstandsfähige Musiker und Russen trauen sich im Winter auf die Straße in der Hoffnung, dass ihr freiwilliger Einsatz von der Bevölkerung besonders großzügig gewürdigt wird.

So sitzt zum Beispiel bei uns auf der Schönhauser Allee neben der Deutschen



Bank und vor der Apotheke ein russischer Akkordeonspieler. Oft spielt er gar nicht, sondern hält einfach nur das Instrument in der Hand und lächelt die Fußgänger an. Manchmal aber, besonders bei sehr niedrigen Temperaturen, bekommt er richtig Lust und legt ordentlich los. Ansatzweise kann man dann sogar verschiedene Melodien unterscheiden, doch alle enden

in einem unwillkürlichen »Donau-Walzer«, der dann einfriert und sich in Stille auflöst. Seine Musik kommt nicht besonders gut rüber. Im Januar, als vor der Sparkasse und der Deutschen



Bank große Schlangen standen, konnte mein Landsmann jedoch vom allgemeinen Euro-Umtauschwahn profitieren. Er war von Menschenmengen umgeben. Nach zwei Wochen verflüchtigte sich aber die Schlange, und der Akkordeonspieler saß wieder allein da.

Eine Weile gaben drei Jungs, rundum in Intifada-Tücher eingewickelt, Konzerte – hundert Meter vom Akkordeonspieler entfernt. Sie spielten Gitarre und schrien dazu irgendetwas auf Arabisch. Die alten Frauen auf dem Weg zum Supermarkt bekamen einen Schreck, als sie die Jungs sahen. Wahrscheinlich dachten sie, es wären Terroristen. In Wirklichkeit waren es dieselben Punks, die sonst immer auf der Schönhauser Allee saßen. Die Pseudoaraber konnten weder singen noch spielen und hatten nur das Ziel, die alten Frauen in Angst und Schrecken zu versetzen.

Und dann stand eines Tages direkt vor den Schönhauser Arcaden ein Musiker, an dem nun wirklich nichts auszusetzen war. Er bereitete seine Auftritte gründlich vor und hatte einen Stuhl, eine E-Gitarre sowie einen kleinen Verstärker bei sich. An seiner Baseball-Mütze hing ein Mikrofon. »Blowing in the Wind«, »Universal Soldier« und »Give Peace a Chance« gelangen dem Mann hervorragend, seine Stimme kam dem jeweili-



gen Original sehr nahe. »Wegen ein paar Idioten führen wir doch keinen Krieg«, stand auf einem Karton vor seinen Füßen. Viele Passanten blieben stehen und gaben ihm Geld. Auch wir unterstützten diesen Sänger immer wieder gerne, denn anders als die übrigen hatte er eine Botschaft. Er wurde schnell zum meistbeachteten Straßenmusiker auf der Schönhauser Allee.

Einmal sprachen ihn zwei Polizisten an, sie wollten seine Papiere sehen. Der Mann sang gerade »Universal Soldier«. Nun legte er seine Gitarre zur Seite und zeigte seine Papiere. Das Lied lief jedoch währenddessen immer weiter. Als die Polizisten weg waren, holte der Musiker einen kleinen Kassettenrekorder aus seiner Tasche, spulte das Lied zurück und nahm die Gitarre wieder in die Hand, als wäre nichts passiert. Ich war jedoch entsetzt und hätte am liebsten mein Geld wieder aus seiner Tasche geholt. Es war gar nicht er gewesen, der da gesungen hatte, sondern der wahre Donovan. Der Musiker war nur eine Puppe.

»Er hat uns die ganze Zeit verarscht«, schimpfte ich.



Wladimir Kaminer, Helmut Höge

Helden des Alltags

Taschenbuch, Broschur, 192 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-54214-7

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2004

Es sind die ganz normalen Helden des Alltags, denen diese unwiderstehlich charmanten Erzählungen ein Denkmal setzen: dem Gitarre spielenden Alleinunterhalter in der Fußgängerzone; den Vorkostern russischer Spezialitäten aus der Rezeptsammlung „Sowjetische Kochkunst“ und anderen hoffnungslosen Optimisten. Ihre Geschichten werden begleitet von zahlreichen Schwarzweißfotografien aus Privatarchiven.



[Der Titel im Katalog](#)